№ 115.

Donnerstag, am 24. Septbr. 1846.

Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.



für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Evviva Pio nono!

Gar mancher Vater hatte arg gelitten:
In Ketten lag der freiheitsdurst'ge Sohn;
Es hat der Schmerz manch Mutterherz durchschnitten,
Ihr einzig Kind, es war aus Rom entflohn.
Ein Jubel jetzt in Schlössern und in Hütten,
Ein Jubel schaart das Volk um Deinen Thron:
Evviva Pio nono!

O frei, jetzt alle frei, sie, die gefangen
Im dunklen Kerker seufzten Jahrelang,
Und frei, die in die weite Welt gegangen,
Weil sie geschreckt der Kerker Ketten-Klang;
Die heim die magern Hände wund sich rangen
Und die nach Rom von ferne schauten bang.
Evviva Pio nono!

Es weiß die Welt es, wie das Volk zusammen
Sich jubelnd schaarte um des Papst's Palast,
Es weiß die Welt, wie tausend Kerzenflammen
Die Nacht erhellten dort zum Tage fast,
Und wie im Herzen jegliches Verdammen
Ersterbend schwieg, wie sonst es auch gehaßt.
Evviva Pio nono!

Getilgt, gesühnet waren alle Schmerzen
Der Leidenden, gelähmt der Rohen Wuth,
Gestimmt zur Milde alle harten Herzen
Und alle Schwachen voll von frommen Muth;
Es glühte heller wie die Fackelkerzen
In jedem Blick des Danks, der Liebe Gluth:
Evviva Pio nono!

Daß wie der Herr einst äuß're Pracht verschmähte
Du einsam wandelst durch die Tiberstadt,
Und wo Dein Ohr, Dein Auge Leid erspähte,
Die Armen Deine Hand getröstet hat;
Und wie Du Segen spendest früh und späte, —
Wir lasen es in jedem Zeitungsblatt
Evviva Pio nono!

Du sprachst: wozu des Marstalls Rossenmenge,
Wozu der Dienerschaaren Prunkgeleit?
Wozu der Tafel fürstliches Gepränge?
Wenn rings das arme Volk nach Broden schreit.
Es passen schlecht des Hofes Feierklänge
Zu meiner armen Brüder Herzeleid.
Evviva Pio nono!

Du deutest recht die segensreichen Worte:
„Der Mensch, er lebet nicht allein vom Brod."
Die Christus sprach; d'rum sorg'st Du aller Orte,
Daß schwinde Deines Volkes geist'ge Noth;
Es öffne Allen sich des Wissens Pforte,
Es werde Licht! So lautet Dein Gebot.
Evviva Pio nono!

Das ist das Zeichen eines wahren Weisen,
Daß Allen er die Bahn zur Wahrheit bricht;
D'rum fürchtest nimmer Du die Bahn von Eisen,
Und scheuest ihre Feuerwege nicht.
Es werde Licht! Du sprachst und wirst beweisen
Den Völkern allen es: es wurde Licht.
Evviva Pio nono!

Es werde Licht! Das ist es, was wir hoffen,
Was Deinem Land, was Allen nöthig thut;
Wie einst verzehrend Romas Blitz getroffen,
So sei ein Segen jetzt des Blitzes Gluth;
Und Deuschland liegt, es liegt die Welt Dir offen
Und trauet Deiner Liebe, Deinem Muth.
Evviva Pio nono!

Zertrümm're, Herr, der Menschensatzung Schranke,
Die jetzt den Bruder von dem Bruder reißt,
Daß frisch und kräftig sprieße der Gedanke
Und mächtig wehn und rauschen mag der Geist,
Daß Christi Liebe Alle uns umranke
Und Dich die Christenwelt als Vater preis't.
Evviva Pio nono!

Wie Du zerbrachest der Gefangnen Banden,
So brich die Fesseln aller Welt entzwei;
Die Jesuiten mach', o Herr, zu Schanden,
Und alle Christen, alle, geistig frei,
Daß wie es jetzt ertönt in allen Landen,
Dereinst es der Geschichte Urtheil sei:
Evviva Pio nono!

Hans Albus.

Der Kirchhof.

Ein Lebensbild von Fr. Erdt.
(Fortsetzung.)

Aber nein, nein! Ich klage einen Menschen an und habe kein Recht zur Klage; ich bin ungerecht und lieblos, daß ich Jemanden hart und böse schelte, der doch weiter nichts that, als sich bemühen, zu seinem ausgeliehenen Gelde zu kommen. Ach, der Schmerz und das Elend verdunkeln unsern Geist und machen uns ungerecht, daß wir Haß und Verfolgung da wähnen, wo wir doch in gleichem Falle wohl nicht anders gehandelt haben würden. — Doch er war reich und konnte dennoch das Wenige nicht missen, er mußte es eintreiben von der Armuth und müßte ihr Blut ihn bezahlt machen. — Ich weiß nicht, ob das schön und gut war, ich habe ihm verziehen, aber uns brachte das in's traurigste Elend.

Als der reiche Meister erfuhr, welche Veränderung mit meinem Manne vorgegangen, als er sah, daß wir einigermaßen anfingen, uns zu erholen, kündigte er uns an, daß der bisherige Abzug von dem Lohne meines Mannes nicht hinreichte, er wäre seines Geldes früher benöthigt, wir hätten jetzt auch eine kleinere Familie und könnten mit Wenigerem fertig werden; wir würden es auch recht und billig finden, daß er ehestens seines ausgeliehenen Kapitals wieder Herr werde; er finde sich daher veranlaßt, die Hälfte des Lohnes von nun an zur Schuldentilgung einzubehalten. Unsere Vorstellungen und Bitten fruchteten nichts. Wir mußten einwilligen, er hielt uns ja in seiner Hand. Nach und nach verringerte er auch noch den Lohn. Die Kräfte meines Mannes waren durch Noth, Elend und Gram aufgerieben, er konnte nicht mehr die Hälfte von dem leisten, was er früher vollbracht: danach wurde ihm der Lohn zugemessen. Fast nur aus Barmherzigkeit und nur um den Rest seiner Forderung nicht einzubüßen, duldete ihn der Meister in der Werkstatt. Wir lebten in der größten Noth und die angestrengteste Arbeit brachte uns kaum so viel, unseren Hunger zu stillen. Womit, davon schweige ich; gutes Brod war fast ein Leckerbissen für uns geworden.

Eine Reihe trüber Jahre floß dahin.

Wieder ging ein Herbst zur Neige. Zu Ostern desselben Jahres hatten wir unsere Schuld bis auf den letzten Groschen getilgt, wir waren jetzt frei und konnten besseren Tagen entgegensehen. — Da erkrankte mein Mann, schwer, ohne Hoffnung — der Tod stand an seinem Lager. Aber erst nach langem Kampfe und unendlichem Leiden zerriß der Lebensfaden. Der Winter hatte die Erde mit tiefem Schnee bedeckt, da senkte ich seine Leiche in die erstarrte. Heiße, bittere Thränen weinte ich auf seinen Sarg: was er einst gefehlt, er hatte es reichlich gesühnt durch die herzlichste Reue und durch aufopfernde Liebe. —

Als Noth und Elend mich heimgesucht und meinen Geist, die Kraft meiner Seele unter ihren gewaltigen Schlägen niedergebeugt hatten, war ich immer noch reich gewesen im Besitz meines Mannes, meiner freundlichen Kinder. Drei von ihnen hatte ich dem Himmel wiedergeben müssen, mein Mann war ihnen gefolgt: jetzt begann ich arm zu werden, recht arm, mir blieb nur noch ein Kind, ein Herz, an welchem das Meine schlagen durfte. Und dieses letzte Kind war seinen Eltern ein Kind der Sorge und Angst seit den Tagen gewesen, da es vom Scharlach ergriffen wurde. Seit jener Zeit hatte mein Sohn gekränkelt und geklagt, sein Körper blieb siech und leidend, und nur die äußerste Sorgfalt, mit welcher mein Mann und ich seiner pflegten und hüteten, hatte ihn bis dahin erhalten. Körperliche Anstrengungen konnte er durchaus nicht ertragen, dagegen war sein Geist desto aufgeweckter und mit der größten Liebe besuchte er die Schule. Von jeher entzog er sich den Spielen seiner Altersgenossen, seine freien Stunden verlebte er bei seinen Büchern. Die Armenschule hatte er bald durchgemacht, ihn andere Schulen besuchen zu lassen, ge=

stattete unsere Armuth nicht. — Wir dachten daran, ihn ein Handwerk erlernen zu lassen. Ein Maler nahm ihn in die Lehre. Wenige Tage darauf starb mein Mann.

Mit dem größten Eifer lernte mein Sohn ein Handwerk, zu welchem er immer eine besondere Lust in sich getragen hatte. Oft äußerte er seine Hoffnung, dereinst als ein recht geschickter Meister sich hier niederzulassen, mich alsdann zu sich zu nehmen, und mir wenigstens über die letzten Tage meines Lebens einen recht sonnenklaren Himmel zu breiten. Es blieb bei der Hoffnung.

Nach kurzer Zeit suchte mich sein Meister auf und den Fleiß meines Sohnes lobend, stellte er mir seine Besorgniß vor, daß jener wohl schwerlich den Arbeiten und Anstrengungen seines Handwerks gewachsen sein möchte, da er, wie er jetzt überzeugt, an der Brust leide. Er bat mich, das wohl zu bedenken, und zu erwägen, wie leicht bei solchem Leiden das Leben meines Sohnes gefährdet sein könne. Schon lange hatte ich Aehnliches gefürchtet. Als mein Sohn nach Hause kam, fiel mir sein bleiches Gesicht mit der wie gemalten, wenigen Röthe, seine schmale, etwas nach vorn übergebeugte Gestalt mehr auf denn je. Ich erzählte ihm den Besuch des Meisters, dessen und meine Furcht und zeigte ihm an, daß ich ihn aus der Lehre nehmen werde. Mit heißen Thränen beschwor er mich, diesen harten Bescheid zurückzunehmen, unsere Furcht sei durchaus grundlos, er niemals gesunder gewesen, denn jetzt. Wenn ich ihn aus der Lehre nähme, zertrümmerte ich seine Hoffnung, sein ganzes künftiges Leben, sein Glück, und dann würde er gewiß krank werden. Ich ließ mich überreden, er blieb in seinem Verhältniß.

Noch war kein Jahr seit dem Tode meines Mannes vergangen, da sahen wir, der Meister meines Sohnes und ich, die schrecklichste Erfüllung unserer Besorgniß. Mein Sohn hustete heftig, wurde matt und fieberte, es fand sich ein starker Auswurf mit Blut untermischt. Von Tage zu Tage wurde er elender, bald konnte er das Bett nicht mehr verlassen. Der Armen-Arzt rieth mir, ihn in's städtische Lazareth zu bringen, wenn ich ihn mir erhalten wolle: er hatte die Schwindsucht. Ich that, wie mir gerathen. Gott segnete die Hand seines Arztes! Zu Anfang des Sommers im folgenden Jahre erhielt ich meinen Sohn wieder, sein Leiden war beseitigt, aber der Keim hatte nicht ausgerottet werden können. Man empfahl ihm Schonung und Vorsicht und verhieß ihm dann noch langes Leben.

Unser Wiedersehn, so freudig es war, hatte dennoch eine Beimischung von Trauer. Die angestrengteste Arbeit hatte nicht vermocht, die Noth von meiner Schwelle zu entfernen, oft mußte ich das Nothwendige entbehren. Das hatte der erste Blick dem Heimgekehrten gesagt, und nun sollte er mitleben von der Armuth, von dem Schweiße seiner Mutter? Das litt sein Herz nicht. Er sagte mir kein Wort, aber heimlich bemühte er sich um Arbeit, um einen Dienst, wenn möglich. Erst da theilte er mir seinen Entschluß mit, als es ihm bereits gelungen war, in dem Hause eines angesehenen, reichen Kaufmanns eine Stelle als Laufbursche zu erhalten. Seine Arbeit sollte nicht schwer sein, der Contract war abgeschlossen, ich mußte einwilligen und sah ihn mit stiller Angst seinen Dienst antreten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Kürzlich wehklagte eine Bäuerin auf der Brieger Promenade auf's heftigste. Man fragte sie, was ihr fehle, und sie erzählte, daß sie auf dem an diesem Tage stattgefundenen Viehmarkte ihre Kuh an ein Paar fremde Männer verkauft habe. Die Kuh sei fortgebracht worden, und sie, die Frau, den Männern auf die Promenade gefolgt, wo letztere das Kaufgeld zahlen wollten. Sie hätten ihr dasselbe in Goldstücken gegeben, und sich dann entfernt. Die Frau war sogleich in die Stadt gegangen, die Goldstücke zu verwechseln, und hier hatte sie gehört, daß es keine Goldstücke, sondern werthlose Spielmarken seien, die sie erhalten habe. Die arme Frau war halb todt vor Schmerz über ihren bedeutenden Verlust. Jene Schurken hatten es sich ganz gut ausgedacht, die Arglose an einen Ort zu führen, wo sie mit ihr allein waren, und wo sie Zeit behielten, das Weite zu suchen, ehe die Frau sich in der Stadt belehren ließ. — Bekanntlich sind mit solchen Spielmarken schon sehr viele Betrügereien geschehen; darum wäre es wohl recht wünschenswerth, solche in gold- oder überhaupt in geldähnlichem Metall und Gepräge ganz zu verbieten. Bis dahin aber möge doch kein Unkundiger Geld annehmen als in Gegenwart zuverlässiger sachkundiger Zeugen.

Ohne Liebe

Wer sich ohne Liebe zu leben vermessen,
Gleicht einer Pflanze, die zu blühen vergessen. G.

Gedanken.

Gar Viele, die von Sternen funkeln,
Schleichen und kriechen gern im Dunkeln.

Gedanken sind zollfrei, — wenn's wahr ist!

Reise um die Welt.

*** In Leipzig wird eine „Europäische Börsenhalle" für die drei jährlichen Messen etablirt, welche nach der Anzeige „der Centralpunkt der Geschäfte, das Rendezvous der Ein- und Verkäufer, das Interims-Comtoir der Commissionaire, das Adreß-Bureau, der Vergnügungs- und Aufenthaltsort der tüchtigsten Geschäftsmänner, sowie der Ort für viele andere practische Geschäftsannehmlichkeiten (?)" sein soll.

*** Ein drückender Wassermangel herrscht in Neapel; in einigen Gegenden ist die Noth so groß, daß man Wein gegen Wasser vertauschte.

*** Einige artige Diebereien sind in Berlin ganz kürzlich verübt. Zur Feier der Heimkehr seiner Frau von einer Badereise hatte der zärtliche Gatte die Wohnung mit Blumen und Kränzen ausgeschmückt, und eilt darauf nach dem Bahnhof, um seine Gemahlin einzuholen; beide finden aber bei ihrer Rückkehr die festlich geschmückten Räume ausgeräumt. — Im Königstädter Theater stiegen Diebe von der Straße aus auf den Balkon, und haben Madame Cerf arg bestohlen. Die Frechheit der Unternehmung soll bewundernswerth sein.

*** Die Breslauer Zeitung theilt in ihrer letzten Nummer das Verzeichniß der zum großen Manöver in Breslau ankommenden allerhöchsten, höchsten und hohen Personen nebst ihren resp. Wohnungen mit.

*** Eine Geschichte, welche an die Geheimnisse von Paris erinnert, giebt den Parisern zu sprechen und zu lachen. Die Frau eines Portiers ist eben beschäftigt, an ihrem Heerde das Mittag zu kochen, als plötzlich der Teufel in Gestalt eines gräßlichen Skeletts durch den Schornstein herabfährt und ein Fußbad in ihrem Kochtopf nimmt. Auf ihr entsetzliches Geschrei kommt die ganze Nachbarschaft zusammen. Da rasselt es plötzlich im Schlott, das entsetzliche Skelett fährt noch einmal herab und setzt sich rittlings auf den Fleischtopf. Nur ein alter Corporal merkte den Braten, geht in das obere Stockwerk, und trifft dort drei junge Maler an, die eben beschäftigt sind, den Teufel wieder durch den Schornstein in die Höhe zu ziehen.

*** In Berlin bemüht sich jetzt ein Hannoverscher Agent, es den Behörden plausibel zu machen, daß es besser sei, wenn die entlassenen Sträflinge nach jener Welt, d. h. nach Amerika geschafft würden. Den Transport will er gegen ein Geringes übernehmen und auch für angemessene Beschäftigung im Jenseits sorgen. In Hannover giebt es, wie man sieht, sehr menschenfreundliche Leute.

*** Zu den Hauptkämpfern für Herbeiführung des Freihandelssystems in Frankreich gehört bekanntlich Herr Léon Faucher. Unter den Thatsachen, welche beweisen, wie nachtheilig das gegenwärtige Handelssystem Frankreichs für den Absatz seiner Producte wirkt, führt derselbe auch an, daß von 22,837,931 Flaschen Champagner, im Departement der Marne, vom 1. April 1845 bis 1. April 1846 nur 9,169,520 Flaschen abgesetzt werden konnten.

*** Der electrische Telegraph zwischen Brüssel und Antwerpen ist der Benutzung des Publikums bereits übergeben. Der Tarif ist 1 Fr. 50 cs. (12 Sgr.) für 20 Worte, 70 Centimen für die Antwort und 50 Centimen für die Ueberlieferung an den Adressaten.

*** In der Dorfzeitung liest man: Man hat die Entdeckung gemacht, daß die Städte Leipzig und Dresden sich, ihrem Wesen nach, durch einen Vocal unterscheiden. In jener herrscht der Kisten- und in dieser der Kastengeist.

*** Nach einem Ungarischen Blatte hat im Veßprimer Comitat auf der Herrschaft Zamor ein Schullehrer in diesem Jahre ein Baumwollenfeld entdeckt, bestehend aus Baumwollenstauden, die sich selbst gesäet haben müssen und an denen die bereits kastanienartig aufgesprungenen Schalen die Baumwolle reichhaltig darbieten.

*** Von Constantinopel bis Belgrad soll eine Eisenbahn gebaut werden, zu der bereits eine österreichische und eine französische Compagnie Anerbietungen gemacht haben.

*** Ein Bauergutsbesitzer in Neumühl bei Riemendorf in Schlesien bemerkte dieser Tage zufällig in seinem Busche eine Eiche mit einem Bienenstocke. Er ließ den Baum fällen und gewann daraus die ungeheure Beute von zwei und einem halben Stein Honig; eine Merkwürdigkeit, die im Gebirge nur äußerst selten gefunden wird.

*** In der neu zu errichtenden Berliner Zeitungshalle des Hrn. Julius sollen an 500 deutsche, französische, englische, spanische ꝛc. Zeitungen und Journale gehalten werden. Dennoch vermißt man in dem Verzeichniß einige deutsche Zeitungen, wie z. B. die „Augsb. Postzeitung", den „Nürnberger Courier", die „Würzburger Zeitung", den „Oesterreichischen Beobachter" und andere.

*** Der Berliner Publicist, welcher rüstig gegen jede Unbill zu Felde zieht, bringt in seiner letzten Nummer auch ein Factum, welches, wenn es sich bestätigt, zu manchen Betrachtungen Anlaß giebt. Ein Handwerker, erzählt er, macht bei seinem Districts-Commissarius Anzeige, daß er mehre Sachen vermisse, die ihm von einem Hausdiebe entwendet sein müßten, und bezeichnet als solchen sein 15jähriges Dienstmädchen. Diese wurde nun scharf verhört, gestand zitternd was man von ihr verlangte, und wurde zum Arrest gebracht. Zwei Tage später zeigt indeß der Dienstherr an, daß sich sämmtliche Sachen in seinem Hause wieder gefunden und also das Dienstmädchen unschuldig und freizugeben sei. Punktum. — Wer kann aber das Mädchen für die erlittene Beschimpfung und die unschuldig erlittene Haft entschädigen? fragt der Publicist.

*** Seit fünf Jahren sind in der berühmten Borsigschen Maschinen-Fabrik über hundert Locomotiven fertig geworden.

*** Die Silbergroschen werden auch im Fürstenthum Lippe-Detmold eingeführt werden. Es sind in der Berliner Münze bereits eine Masse davon geschlagen.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.

№ 115. **Am 24. September 1846.**



Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes ist fast in allen Orten der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Kartoffeln und Pferdefleisch.

Unter diesem Titel bringt ein Münchener im Allgemeinen Anzeiger Folgendes zur Kenntniß:

Die Klagen und Bedenken wegen zunehmender Bevölkerung in den meisten Staaten und Mangel an Nahrungsmitteln, wegen steigender Theuerung und Armuth, Pauperismus, Proletarier u. dergl. sind schon längst ein so hochwichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Regierungen und die Kartoffel schon längst ein so allgemeines und so dringend nothwendiges Nahrungsmittel geworden, daß ein sich weiter ausbreitender oder öfter wiederkehrender Kartoffelmangel eine höchst bedeutungsvolle und bedenkliche Erscheinung ist. Es ergiebt sich hieraus von selbst, daß man einerseits dem Kartoffelmangel mit allen möglichen Mitteln abzuhelfen und andererseits neue Nahrungsmittel aufzusuchen und herbeizuschaffen eifrigst bemüht sein muß.

In letzterer Beziehung nimmt wohl das Pferdefleisch die erste und wichtigste Stelle ein. Wie schon mehrmals in öffentlichen Blättern bemerkt wurde, werden durch das Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches unzählige Millionen von Centnern gesunden, reinlichen, nahrhaften und appetitlichen Fleisches weggeworfen, während man über Armuth, Noth und Mangel an Nahrungsmitteln klagt. Sie werden weggeworfen rein und ausschließend eines thörichten Vorurtheils wegen, da das Pferd bekanntlich das bei weitem reinlichste und reinlichst gehaltene aller Thiere ist, deren Fleisch wir genießen! — wie könnten hierin Enten, Gänse, Hühner, Schweine, Fische, Krebse rc., ja selbst Ochsen und Kühe mit dem Pferde verglichen werden, das täglich gewaschen und geputzt wird und nichts als Hafer, Heu, Gras rc. und reines Wasser bekömmt? — Jene unzählige Millionen werden weggeworfen, wenn man sie schon besitzt und nur als Nahrungsmittel noch gebrauchen kann, nachdem sie zu ganz anderen Zwecken bereits gedient haben, während man Wild, Fische, Krebse, Vögel u. dergl., selbst Rindvieh, Getreide und Obst sich erst mit vieler Mühe, mit großen Kosten verschaffen oder heranziehen muß, um ein Nahrungsmittel aus ihnen zu machen. Man wirft die Pferde weg, deren eines, nebstdem, daß es das reinlichste Thier ist, allein eine größere Masse und sohin mehr Nahrung darbietet, als von manchen der genannten unreinlichen, oft unreinlich gehaltenen, häufig höchst ekelhaften Thiere

viele Tausende zusammengerechnet! Wie viele Fische, Krebse, Schnecken, Hühner, Enten, Gänse, selbst Lämmer und Spanferkel muß man zusammennehmen, um die Masse eines einzigen Pferdes daraus zu bilden! Man wirft aber nicht eines, nicht Hunderte, man wirft Tausende und Millionen dieser eben so großen als reinlichen Thiere weg, die noch überdieß ein sehr schmackhaftes Fleisch haben. Es ist bekannt, daß die Pferdezunge feiner schmeckt, als die Ochsenzunge, daß Herz, Leber, Nieren und dergl., besonders gehörig zubereitet, sehr gut sind, daß das Fleisch von jungen (verunglückten) Pferden dem Kalbfleisch und das von alten Pferden dem Rindfleisch ähnlich ist; — und wenn es auch nicht so gut schmeckt, als das beste Ochsenfleisch, muß es deßwegen weggeworfen werden? Gäbe es nicht Millionen von Menschen, denen es gut genug wäre? Wirft man altes Kuhfleisch, zähes Schaffleisch, Bockfleisch, altes Geflügel u. dergl. weg, weil sie nicht so gut schmecken, wie gutes Ochsenfleisch? Zum Räuchern ist Pferdefleisch namentlich auch sehr passend, und was für geräuchertes anderes Fleisch, hart wie Holz, ißt oft die ärmere Klasse, und wie glücklich würde sie sich fühlen, wenn sie es nur immer hätte!

Die Einwendung, Pferdefleisch komme zu theuer, ist schon längst widerlegt, da man sehr abgemagerte Pferde mit so geringen Kosten mästen kann, daß das Pfund nur auf circa $1\frac{1}{2}$ *Sgr.* zu stehen kommt. Angebliche Rechte gewisser Gewerbsklassen gegen den Genuß des Pferdefleisches hat sich selbst das eingerostete Vorurtheil noch nicht zu behaupten getraut. Mancher, der jetzt sein Pferd um 4 bis 6 Thaler verkauft, würde von einem Pferdemetzger 2 bis 3 Louisd'or dafür erhalten, und so zeigt sich denn von allen Seiten das Thörichte jenes Vorurtheils, das allein noch dem Genuß des Pferdefleisches entgegensteht, wie es einst dem der Kartoffel entgegenstand, dieser herrlichen und wohlfeilen Frucht. Als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die ersten Kartoffeln gebaut und gegessen wurden, waren Die, die es thaten, in ihrer Gegend lächerliche und närrische, fast unehrliche Menschen!! Noch jetzt giebt es Einige, die die Kartoffeln als bloßes Viehfutter betrachten und darüber lachen, wenn Menschen sie genießen!! Was ist überhaupt noch Neues und Zweckmäßiges eingeführt worden, worüber das Vorurtheil nicht gelacht und gespottet hat? Das so furchtbar schädliche Vorurtheil gegen das Pferdefleisch aber verschwindet glücklicher Weise von Tag zu Tag mehr, wie die vielen von Zeit zu Zeit öffentlich bekannt gemachten größeren Pferdefleisch-Essen und die vielen — ohne obrigkeitliche Erlaubniß geschehenen und deßwegen verpönten — Pferdeschlachtungen und Pferdefleischverkäufe beweisen. Wenn die Regierungen, Beamten, Geistlichen, Lehrer, aufgeklärte und gebildete Bürger und Oeconomen ꝛc. ihren Einfluß ausüben, um es gänzlich zu zerstören, so wird die Menschheit in sehr kurzer Zeit um ein ungeheuer ergiebiges Nahrungs-Mittel reicher sein. — N. N.

Der herzogliche Hirschfänger.

Eberhard Ludwig, Herzog zu Württemberg, hatte eines Tages das Unglück, auf einer seiner Lieblings-Jagden, durch die er seinen Sommer-Aufenthalt auf seinem Lustschlosse L. zu verherrlichen pflegte, seinen Hirschfänger zu verlieren, an dem er so ganz mit Leib und Seele hing, daß ihm keine Gnade zu hoch schien, um sie Dem anzubieten, der ihm denselbigen wieder herbeischaffen würde. Wälder und Felder wurden von unzähligen Händen durchsucht, — Schaaren von Jägern und Landleuten forschten nach dem Lieblingsgewehr des Fürsten; aber jede Mühe war vergebens; der Hirschfänger war nicht mehr zu entdecken.

Eine Summe von hundert Gulden, oder eine Gnade anderer Art war der bestimmte Dank für den redlichen Finder.

Acht Tage waren unter fruchtlosen Nachforschungen verschwunden, als früh Morgens ein schlichtes Bäuerlein an der Wache des Schlosses erschien, das den köstlichen Hirschfänger gefunden zu haben vorgab. Der Wache haltende Soldat, dem das schlichte Männchen zur rechten Stunde kam, weil er bei dieser Gelegenheit einige Gulden in die Tasche zu bekommen und die anscheinende Einfalt desselben zu prellen gedachte, — drang in denselben, erst mit guten, freundlichen Worten, und dann mit Drohungen, ihm ein Viertel an der so leicht verdienten fürstlichen Gnade zu überlassen. „Nur von mir", sprach er mit der anmaßenden Miene eines bedeutenden Mannes, „von mir hängt es ab, Dir den Zugang zum Herzog zu gestatten; oder aber Dich als einen Betrüger in Verdacht nehmen zu lassen, der, Gott weiß, auf welchem Wege, zu dem Hirschfänger gelangt ist."

Tiefes Nachdenken heuchelnd, gab endlich das Bäuerlein dem unverschämten Prahlen des Schnurbarts nach, der sich bereits auf die Genüsse freute, die er sich mit seinem Antheil an der fürstlichen Gnade bereiten wollte, und dem Bauern in dieser heitern Aussicht die Schloßpforte öffnete.

„Woher Bauer?" rief ihm auf der ersten Treppe im Schloß ein Herrchen entgegen, das in Seide gekleidet, mit einem Bündel Papier leichtfüßig die Treppe herabgeflattert kam. Der Bauer belehrte ihn von der Ursache seines Besuchs.

„Zum Herzog also? zu diesem haben Menschen Deiner Art keinen Zutritt." — „Aber ich habe den Hirschfänger des Herzogs gefunden, auf dessen Wiederherbeischaffung er selbst hundert Gulden, oder sonst eine Gnade gesetzt hat", sagte der Bauer. — „Und wenn Du das ganze Herzogthum gefunden hättest, so kannst Du den Herzog nicht sprechen", erwiderte der Höfling. „Aber einen Vorschlag will ich Dir thun: denn nur ich bin im Stande, Dir den Zugang zu dem Fürsten zu verschaffen, wobei ich Alles riskire — verstehst Du mich? und ohne mein Fürwort kannst Du Tage hier zubringen und Dein Geld verzehren, ohne vorgelassen zu werden; ja, Du kannst noch gar am Ende mit einer derben Prügelsuppe heimgeschickt werden; denn ihr Leute versteht das Hofleben nicht. Also einen Vorschlag! wofern

Du mir die Hälfte des Trinkgeldes abtreten wirst, so will ich ein Uebriges thun." „Das will ich herzlich gern", fiel ihm das Bäuerlein ins Wort; „das will ich, wofern ich nur noch mein Viertel rette, das mir vom Ganzen noch übrig bleibt; denn dem Manne in dem blauen Rocke drunten, der mir die Pforte öffnete, muß ich auch ein Viertel von der zu hoffenden Gnade abtreten." „Tropf! der Du bist," sprach der junge Herr, „der hat Dich boshaft geprellt;" und hüpfte lustig die Treppe hinan, um dem Herzog die Wiederkehr seines geliebten Hirschfängers anzukündigen. Wer war vergnügter, als der Herzog, und mit ihm die Hofleute, die innerhalb der acht Tage so oft die Zielscheibe der fürstlichen Mißlaune gewesen waren.

Der Bauer ward in's Zimmer des Herzogs gerufen: „Erbitte Dir eine Gnade, redlicher Mann!" trat ihm freundlich der Fürst entgegen. Der Bauer schien erschrocken und verlegen; als aber der Herzog seinen Antrag erneuerte, da bat er unterthänig um — fünfzig Prügel!

Das ganze Hofgesinde brach in ein schallendes Gelächter aus. Der Herzog maß den drolligen Bauern staunend von der Fußsohle bis zum Scheitel; nichtsdestoweniger beharrte dieser auf seiner Bitte: „Jedem nach seinem Geschmack!" sprach endlich der Herzog und befahl einem seiner Leute, dem Bäuerlein auf der Stelle die selbst verlangte fürstliche Gnade in guter Münze auszahlen zu lassen. Kaltblütig empfing er, was ihm vom Ganzen gebührte, seinen rechtmäßigen Antheil. Als aber der geschäftige Zuchtmeister fortfahren wollte, da schrie ihm der Bauer zu, inne zu halten, indem er etwas hervorzubringen habe. „Ein Wort! durchlauchtigster Herzog," sprach er, „sei mir zu reden vergönnt! Mich trifft nur ein Viertel Eurer Gnade; denn Eurem Schreiber mußte ich geloben die Hälfte — und dem Soldaten, der Euch bewacht, ein Viertel davon abzutreten." Die Stirne Eberhards runzelte sich, er verlangte nähere Auskunft, die ihm der Bauer auch sogleich mit aller Aufrichtigkeit ertheilte. Er rief Beide vor sich, und ließ ihnen im Angesicht des Bauern und der Höflinge den rechtmäßigen Antheil an den 50 Schillingen abtragen. Dem Bauer ließ er am Ende dieses Auftritts die hundert Gulden auszahlen, der, hoch erfreut, auch einmal ein Paar von den gewöhnlichen Plagegeistern der Bauernschaft geprellt zu haben, mit voller Tasche der Heimath zueilte.

Concert.

Der Abend des letztvergangenen Montags brachte nach der langen Unterbrechung des Sommers wieder das erste Concert in dem freundlichen Saale unseres Gewerbehauses. Der Conzertgeber war der kleine sechsjährige Gustav Adolph Papendik, der bereits in mehren Städten und namentlich in Petersburg großen Beifall für seinen Fleiß und sein ungewöhnliches Talent geerntet hat. Leider war das erste Concert nicht so zahlreich besucht, wie wir es wohl gewünscht hätten — der Vater des Conzertgebers, der eine directe Bekanntmachung durch die öffentlichen Blätter verabsäumt hatte, mag einen Theil der Schuld selbst tragen. Was das Spiel des kleinen Conzertgebers im Allgemeinen betrifft, so ist bei der Beurtheilung in Anschlag zu bringen, daß von seinen Händchen noch nicht die Kraft und Elasticität des Anschlags erwartet werden kann, welche dem Vortrag Rundung und Eleganz verleiht. Er kann weder eine Octave spannen, noch sich der Züge bedienen, natürlich ist für ihn also auch manche Verzierung, z. B. der Triller, noch nicht vollständig ausführbar, dennoch ist sein Vortrag keinesweges einförmig und farblos, wie man wohl vermuthen könnte, da das Ohr doch so manches Gewöhnten entbehrt. Die Geschicklichkeit, mit der er diese Mängel zu ersetzen sucht, und die Sicherheit und Geläufigkeit seines Spieles verdient gewiß die vollste Anerkennung. Die vierhändigen Variationen über Proch's „Alpenhorn", sowie ein Quatre-mains von Hünten und die Variationen über ein Schweizerlied von Czerny erregten lebhaftes Erstaunen und der kleine Pianist wurde mit vielem Beifall belohnt. Wenn er aber in dem geläufigen Vortrage der wegen ihrer Takteintheilung so schwierigen Etüde aus F-moll von Chopin auch denselben beanspruchen konnte, so halten wir doch diese und ähnliche Sachen zum öffentlichen Vortrag für ihn jetzt noch weniger geeignet. Der Vater des Conzertgebers, Herr J. Papendik trug Variationen für die Violine von Beriot mit Präcision und gutem Ausdruck vor. Das Concert wurde auf das freundlichste von zwei Dilettantinnen und einem Männerquartett unterstützt, das unter Anderm die Loreley, eine sehr ansprechende Composition, zur Ausführung brachte. Wie wir hören, wird das zweite Conzert, das Herr J. Papendik hier zu geben beabsichtigt, von vielen Seiten eine thätige Theilnahme finden, und wir wünschen dem talentvollen Knaben einen recht zahlreichen Besuch, damit er auch von Danzig einen angenehmen Eindruck auf seine weite Reise mitnehme.

Kajütenfracht.

— Dienstag Abends nach 10 Uhr wurde hier ein zwar schwaches aber doch durch seine hellen Streifen unverkennbares Nordlicht bemerkt. —

Provinzial-Correspondenz.

Aus **Schöneck** im September 1846.

Nicht leicht wird ein Ort in unserm lieben Vaterlande anzutreffen sein, auf dem ein größeres Mißgeschick ruht, als unser Schöneck es besitzt. Ehemals war Schöneck von ziemlicher Bedeutung. Der Ort war eine starke Veste, zu der die hohe Lage wesentlich beitrug; es war in demselben ein berühmtes Grott- oder Obergericht, die Polen hatten hier eine Starostei. Später war hier ein Invaliden-Institut, das jetzt in Berent befindliche Patrimonialgericht hatte hier seinen Sitz und außerdem waren

hier mehre Forst- und mehre Oeconomie-Beamte stationirt. Vor Anlegung der Chaussee von Berlin nach Königsberg ging hier die große Poststraße durch. Seitdem befinden sich des Städtchens materielle Zustände in einem starken Rückwärtsschreiten. Daß die in unsern Gewässern in ziemlicher Zahl sich aufhaltenden Krebse hierauf von Einfluß sein könnten, glauben wir nicht, es wäre Aberglauben und der ist in unserm Schöneck nicht zu treffen. Vielmehr hat sich in der letzten Zeit ein sehr reger, thatkräftiger Geist unter seinen, wenn auch meist armen Bewohnern gezeigt. Leider sind die verschiedenen Unternehmen, den Ort zu heben und seiner armseligen Lage zu entreißen, bis jetzt von keinem guten Erfolge gewesen. Die projectirte Wollenspinnerei und Tuchfabrik fand bei den hohen Behörden nicht die erbetene Unterstützung. Der schon seit langer Zeit angeregte Bau einer Chaussee von Zblewo über Schöneck nach Danzig, 7 Meilen lang, ist, obgleich sich hierzu eine Aktien-Gesellschaft gebildet hatte, unterblieben.

Wenn der Ort nicht mehr und mehr sinken soll, so ist eine Hilfe jetzt am nöthigsten und die beste ist: man gebe ihm — Chaussee. —

*—°

Briefkasten.

1) An H. i. L. Erfreuen Sie uns zum bestimmten Tage mit einer Correspondenz.

D. R.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gerhard.

Druck und Verlag der **Gerhard'schen Buchhandlung** in Danzig.